

IJOMA MANGOLD

MEIN TRAUM

»Der Mensch, der unvollkommene Bibliothekar« – Jorge Luis Borges

Ich möchte eine neue Form des Kulturpessimismus vorschlagen: Früher war nicht alles besser, sondern alles einfacher. Es war einfacher, weil es weniger Bücher gab und die Kluft zwischen der Latenz aller Wissensbestände und ihrer aktuellen Aneignung nicht so schwindelerregend groß war.

Die Menge der Bücher wächst exponential. Manchmal träume ich davon, in früheren Zeiten gelebt zu haben, in denen der Begriff der Belesenheit noch nicht in den unendlichen Weiten des Universums verdampfte wie Sternenstaub. Mit wieviel Unverzagtheit und Zuversicht konnte noch Hermann Hesse in seiner »Bibliothek der Weltliteratur« einen Kanon zusammenstellen! Goethes emphatische Rede von der Weltliteratur war kein abstrakter Begriff, sondern etwas, über das er aus eigener Leseerfahrung verfügte. Und auch der süße Ennui von Mallarmés Seufzer »Das Fleisch ist müde, ach! Die Bücher sind gelesen« muss einst eine pragmatische Evidenz besessen haben.

Wie übersichtlich erst war das Textkorpus vor der Erfindung der Druckerpresse. Der Gelehrte des Mittelalters lebte in einer endlichen Welt von Texten, deren größte Gefahr der Verlust einer Handschrift war. Der Überlieferung eines Textes konnte man sein Leben verschreiben. Die Bibliothek von Alexandria galt in der Antike als Ort unermesslicher geistiger Schätze. Aus heutiger Sicht würde man sie eher als überschaubaren Handapparat betrachten. Als vorsokratischer Philosoph musste man nur die sieben Weisen kennen, über deren Sätze man sich immer wieder beugte. Auf Caravaggios Gemälde »Hieronymus in der Höhle« liegen vor dem Gelehrten genau drei Folianten: eine Idealvorstellung! Man versteht unmittelbar, warum der Totenschädel, der ihn anstarrt, Hieronymus nicht wirklich unter Druck setzt ...

In früheren Zeiten stand die endliche Lebens- und damit Lesezeit in einem wenn auch herausfordernden, so doch realistischen Verhältnis zur Menge der kanonischen Bücher. Ich träume von einer endlichen Bibliothek, in deren Bände ich mich immer wieder erneut vertiefe. Früher, so lautet meine verklärende Hypothese, hieß Lektüre im Wesentlichen Re-Lektüre. Heute meint Lektüre: Neues entdecken. Dabei schlägt für mein Gefühl intensive stets extensive Lektüre. Mehr

als die Frage, welche Bücher ich noch in meiner verbleibenden Lebenszeit lesen werde, treibt mich die Frage um, bei welchen meiner nur noch traumhaft erinnerten Herzensbücher es noch einmal zu einer Wiederbegegnung kommen wird. Vielleicht ist die zweite Hälfte des Lebens dadurch definiert, dass man sich Re-Lektüren gönnt. Auch wenn das schmerzhaft Entscheidungen sind: Lieber noch einmal die »Recherche« lesen, obwohl man noch immer nicht die »Brüder Karamasow« gelesen hat?

Ich glaube an Re-Lektüren. Deshalb ist die Lyrik als Gattung so unverwundlich: Das Gedicht wird ja erst durch die wiederholte Lektüre heimisch im inneren Ohr. Völlig unsinnig der Satz: »Nein danke, dieses Gedicht habe ich schon einmal gelesen.« Gedichte leben, wie der Reim, von der Wiederkehr. Das haben sie mit der Lektüre von heiligen Texten gemeinsam. Sich wie Hieronymus auf Caravaggios Gemälde in einen Folianten vertiefen. Nichts kann ihn dabei stören. Belesenheit hat nichts mit der Menge der gelesenen Titel zu tun, sondern mit der Vertrautheit, mit der man über ihre Inhalte verfügt.

Der Goldstandard der literarischen Bildung ist das Zitat. Das Zitat ist die intensivste Form der verinnerlichten Re-Lektüre. Leider ist das Zitat in Verruf geraten. Es gilt als angeberisch und bildungshuberisch, als name dropping und leere Distinktionsgeste.

Dabei ist das Zitat ein Vorschein der Ewigkeit, eine Form der Verkapselung, die den Sturm der Zeit übersteht (man kann offenbar über literarische Bildung nicht reden, ohne die spezifische Zeitlichkeit unserer Existenz ins Auge zu fassen). Jorge Luis Borges hat gezeigt, wie man aus einem Zitat ein ganz vergessenes Textkorpus wieder auferstehen lassen kann.

Literarische Bildung fängt überhaupt erst dort an, wo wir »Stellen« auswendig können. Daher auch der Zauber von Romananfängen, zu denen wir immer wieder zurückkehren an einem ruhigen Sonntagnachmittag, auch wenn wir wissen, dass es zur kompletten Re-Lektüre wieder einmal nicht reichen wird: »Stattlich und feist erschien Buck Mulligan am Treppenaustritt, ein Seifenbecken in Händen, auf dem gekreuzt ein Spiegel und ein Rasiermesser lagen.«

Ein begrenztes, ein endliches Textkorpus, über das sich dann ein theoretisch unendliches Gespräch entfalten lässt: Dieser Faszination verdankt sich, vermute ich, die Renaissance des Lesekreises. Der Lesekreis simuliert noch einmal die Idee des Kanons als gemeinschaftsstiftende Textgrundlage. Herrliches Wort: Textgrundlage. Darauf lässt sich dann jeder Turm zu Babel bauen.